



CHRISTOPHER
ECKER

Herr
Oluf
in Hunsum

Roman

mitteldeutscher verlag

LESEPROBE

Christopher Eckers Literatur gilt als spannend, provokativ und hintergründig, aber er hat auch eine boshaft-komische Seite – und diese kommt in „Herr Oluf in Hunsum“ voll zum Tragen. Mit seinem Roman ist Ecker nicht nur in psychologischer Hinsicht das überzeugende Porträt eines zutiefst verunsicherten Mannes gelungen, dem alle liebgewordenen Gewissheiten entgleiten. Er unterzieht zudem den akademischen Betrieb einer schonungslosen Bestandsaufnahme.

Spannend und irritierend zugleich, geht es um Verantwortung, späte Sühne und die Frage, wie man als Philosoph berühmt wird, wenn man alle Skrupel fahren lässt.

Im Handel erhältlich

Christopher Ecker · **Herr Oluf in Hunsum**

Roman

232 Seiten · gebunden

ISBN 978-3-96311-523-3 · 20 Euro

Du hättest nicht fahren dürfen! Und zwar nicht, weil du dich derart blamiert hast, dass man dich nie wieder zu einem Kongress einladen würde und du dir vermutlich eine neue Stelle suchen müsstest, sondern weil du Frau und Kind, beide krank, alleine zu Hause zurückgelassen hast. Für das Institut indessen ist deine Teilnahme von größter Wichtigkeit, geht es doch um das „Abstauben von Fördergeldern“, ohne die, wie Professor Götzloff nie zu betonen müde wird, an ernsthaftes akademisches Arbeiten nicht zu denken ist. Diesmal hat man dich auserkoren (zum zweiten Mal in sieben Jahren), um in einem zehnminütigen Impulsvortrag das „gewohnt hohe Niveau der geförderten Forschungsarbeit zu demonstrieren“, „eine reine Formalie“ (auch wieder Götzloff), damit der Geldhahn weiterhin aufgedreht bleibt. Da dies nicht nur für deine berufliche Zukunft, sondern auch – und das macht es kaum besser! – für den Fortbestand des Instituts von größter Bedeutung ist, hat dich die Erkrankung von Frau und Kind, ausgerechnet am Vorabend der Abreise, in ein klassisches Dilemma gestürzt wie eine kegelförmige Spielfigur mit Murmelkopf, die vom Schicksal, dem launigen, dem Zufall, dem lustigen, oder mit voller Ab-

sicht angehoben und in eines dieser Fallbeispiele gesetzt wird, die in der Moralphilosophie ersonnen werden, um Oberschüler und Erstsemester zu tyrannisieren: Bleibst du daheim, ist das ein Fehler, fährst du zu dem Kongress, ist auch dies ein Fehler, und obwohl beide zur Wahl stehenden Optionen offenkundig falsch sind, musst du dich dennoch für eine von ihnen entscheiden.

Überholspur, Autobahn, helllichter Tag. Im linken Seitenspiegel des Wagens vor dir scharf umrissen und gleichsam aus sich selbst heraus leuchtend die Teilansicht eines Frauenantlitzes, überirdisch schön wie geschnitten aus einem Gemälde von Vermeer. Du bist den Tränen nahe. Neben dir auf dem Beifahrersitz des Mietwagens steht, eine plumpe Anklage, die lederne Reisetasche; obenauf liegt in einer Folienmappe die bescheuerte Rede. „Sehr geehrte Damen und Herren“, sagst du leise, „es ist mir eine große Ehre, Ihnen heute einen kleinen Überblick ...“ *Große* müsstest du ein wenig übertrieben betonen. *Kleinen* müsstest du ebenfalls ein wenig übertrieben betonen. Jedoch *kleinen*, beschließt du, ein kleines wenig mehr als *große*. Das käme beim Auditorium sicherlich gut an, vermittelte diese

offensive Witzelei doch den Eindruck sympathischer Bescheidenheit. „Es ist mir eine *große* Ehre“, sagst du selbstsicherer und fädelst dich nach einem knapp missglückten Überholmanöver wieder in den Verkehr auf der rechten Fahrspur ein, „Ihnen heute einen *kleinen* Überblick darüber zu geben, was wir ... ach, du lieber Gott!“ Vielleicht wirst du erst übermorgen erfahren, was gerade daheim los ist, nämlich genau in dem Augenblick, wenn du die Tür aufsperrst, um mit schräg geneigtem Kopf ins Haus hineinzuhorchen, während du dich der Schuhe entledigst.

Du schaltetest das Radio ein und sofort wieder aus.

Auf einem würfelförmigen, grün gestrichenen Stromkasten am Straßenrand wartet ein Falke in lauernd geduckter Haltung auf die Autobahn kreuzendes Kleingetier: Kaum noch Vogel, fast die Jagd selbst.

Bei einem Becher Tee bist du gestern Abend das Skript der Rede durchgegangen. In aller Ruhe hast du Pausen markiert und stilisierte Augen an Stellen gemalt, an denen du bedeutungsvoll den Blick ins Auditorium heben willst, da hat sich hinter dir die Tür des Arbeitszimmers geöffnet.

Den Becherrand an der zugbrückenhaft gesenkten Unterlippe drehst du dich um. Im Türrahmen lehnt deine Frau. Ihre Augen glänzen.

Erst denkst du, Miriam hätte geweint, und überlegst, was du denn nun schon wieder falsch gemacht hast, aber schnell wird dir klar, dass sie Fieber hat. An ihren Schläfen kleben Haarsträhnen und sie trägt anstelle eines Nachthemds eine Jogginghose, die du nicht kennst, und den Wollpullover mit den Löchern an den Ellenbogen, den sie nur zur Gartenarbeit anzieht.

„Der Kleine“, sagt sie.

„Was ist mit dem Kleinen?“

„Er hat Fieber. Nicht schlimm. Ich hab ihm ein Zäpfchen gegeben.“

Das, was du als Nächstes sagst, muss sorgfältig abgewogen werden. Daher stellst du erst einmal den Becher auf den Schreibtisch. Sodann setzt du eine hoffentlich besorgt wirkende Miene auf und fragst: „Und wie geht es dir?“

„Fieber“, sagt Miriam und fixiert den Schirm der Deckenlampe.

„Du hast auch Fieber?“, fragst du, als zähltest du jedes Wort einzeln ab.

„39,3“, antwortet sie in bitterer Zufriedenheit.

Die Temperaturangabe stürzt dich in derart panische Konfusion, dass du, ohne nachzudenken, erschrocken ausrufst: „Kann ich morgen fahren?“

„Das musst du selber wissen!“, sagt sie und schlägt die Tür zu.

Wo ist sie bloß! Sie müsste doch bei der Geldbörse und dem Schlüssel in der Schale ... nein, seltsam ... in der Küche ist sie auch nicht ... halt, du hast sie doch vorhin, ehe du ins Bad gegangen bist, um dir die Hände zu waschen ... ah, richtig, da ist sie ja! Du legst das schuppige Lederarmband ums Handgelenk, fummelst den Dorn der Schließe ins Loch, bevor du einen Blick aufs Zifferblatt riskierst. Kurz nach elf. Viel zu spät, um noch Götzloff anzurufen. Und außerdem: Was willst du ihm denn sagen? Etwa: „Ich kann morgen nicht zu dem Kongress fahren, meine Frau ist krank, das Baby ist krank, jemand muss sich doch um meine Frau kümmern und um das Baby muss ich mich doch auch kümmern, ich kann wirklich nicht zu dem Kongress, sie haben beide Fieber, hohes Fieber, könnten Sie vielleicht bitte fahren oder wäre es möglich, dass Frau Dr. Schauper hinfährt,

ich könnte ihr auch meinen Vortrag leihen, nein geben, sie kann ihn gerne halten, meinen Vortrag, den ... Impulsvortrag, sie kann ihn sehr gerne haben *und* halten, Frau Dr. Schauper müsste ihn sich allerdings bei mir zu Hause abholen, denn meine Frau und mein Kind sind ja beide krank, sehr krank, sie haben, aber das sagte ich bereits, Fieber, hohes Fieber, ich kann das Haus, das verstehen Sie doch sicherlich, Herr Götzloff, Sie haben doch selbst Kinder, nicht verlassen, auf gar keinen Fall kann ich weg, oder bessere Idee, hören Sie bitte: Ich könnte auch Ihnen meinen Vortrag ...“

Nein, es ist undenkbar, absolut undenkbar, dass du nicht fährst!

Du legst das Gesicht in die erstaunlicherweise nach Waldboden riechenden Handflächen. In dieser Haltung verharrst du einige Minuten über den Schreibtisch gebeugt. Wieso Waldboden?, wunderst du dich nach geraumer Zeit, und doch riechen deine Handflächen eindeutig nach Kastanien, Walnüssen, Erde, Pilzen und vergammeltem Laub. Du hebst den Kopf und betrachtest, nachdem sich dein Blick geklärt hat, die Bücher. In offener Feindseligkeit haben sie sich von dir abge-

wandt: Die Arme grimmig vor der Brust verschränkt, stehen sie Rücken an Rücken in den Regalen. Sie können oder wollen dir nicht helfen. Früher hast du gerne gelesen, nun aber leidest du darunter, lesen zu müssen. Immerzu musst du lesen, Buch um Buch, um über das Gelesene oder Quergelesene schlaue Sachen zu sagen oder zu schreiben. Lesen, reden, lesen, schreiben, nie, aber auch wirklich niemals lesen, um zu lesen. Ich muss fahren, denkst du. Mir bleibt nichts anderes übrig.

Du gehst ins Bad, wäschst dir lange das Gesicht wie eine Figur in einem Spielfilm. Die Tür des Schlafzimmers ist geschlossen. Miriam hat das Baby bei sich. Du klopfst leise an. Im Zimmer bleibt es still. Behutsam öffnest du die Tür, verharrst auf der Schwelle, lehnt dich unbeholfen, was dich an Jasper denken lässt, an den Türrahmen, schluckst laut, beginnst zu reden. „Ich muss fahren“, sagst du. „Es tut mir so leid, aber ich muss fahren.“

Miriam gibt keine Antwort, hat dir den Rücken zugekehrt. Das Baby liegt neben ihr und schläft. Es schnarcht leise und hat rote Wangen.

„Ich verliere sonst den Job.“

Keine Antwort.

„Wäre das irgendein x-beliebiger Vortrag, würde ich ihn sofort absagen. Aber das ist eine Sache, die ich einfach nicht canceln kann.“ Canceln, denkst du, ich habe eben „canceln“ gesagt, was ist bloß los mit mir? „Mir sind die Hände gebunden“, hörst du dich stockend und mit stark bebender Stimme weitersprechen, hättest auch diese Phrase gerne ungesagt gemacht, denn mit einem Schwung, der dich erschreckt, wirft Miriam sich aus dem Ehebett, kommt schwankend auf dem Vorleger zu stehen und zeigt auf dich. Doch sie schreit dich nicht an. „Fahr!“, sagt sie tonlos, was viel schlimmer als Gebrüll oder Vorwürfe ist, und lässt in dramatischer Langsamkeit oder schierer Kraftlosigkeit den Arm mit dem anklagend ausgestreckten Zeigefinger sinken. Da sie aussieht, als hätte sie sich gerne an etwas festgehalten, bietest du ihr impulsiv deinen angewinkelten Arm an. Sie bedenkt dich mit einem mitleidigen Blick und legt sich wieder hin.

„Miriam“, sagst du.

Sie schüttelt den Kopf.

„Miriam, du kannst doch nicht ...“

Sie schließt die Augen. Unter ihren Lidern bewegen

sich die Augäpfel, als rollten sie von elektrischen Impulsen getrieben hin und her.

Um wieder halbwegs klar denken zu können, flüchtest du dich in deinen allabendlichen Kontrollgang durch die Wohnung. Die Küche ist in Ordnung. Das ist gut. Im Arbeitszimmer ist auch alles in Ordnung. Gut. Du trinkst den Tee aus, trägst den Becher in die Küche, wo noch immer alles in Ordnung ist, und räumst ihn in die Spülmaschine. Im Wohnzimmer läuft der Fernseher. Das ist nicht gut. Du suchst nach der Fernbedienung, findest sie schließlich unter einer aufgeschlagenen Zeitschrift auf dem Sofa, schaltest ihn aus. Jaspers Zimmer ist aufgeräumt. Gut. Jaspers Zimmer ist jedoch leer und aufgeräumt und das, das ist nicht gut, das ist gar nicht gut!

Dein ältester Sohn, fällt dir nämlich wieder ein, ist auf Klassenfahrt und muss morgen am Bahnhof abgeholt werden. Mit einem animalischen Wimmern sinkst du auf sein gemachtes Bett. Miriam kann ihn nicht abholen. Sie hat Fieber. Aber irgendjemand muss ihn doch morgen am Bahnhof abholen! Vielleicht, überlegst du, ist es ja doch machbar. „Miriam“, würdest du aufmun-

ternd sagen, „das ist bloß eine kurze Fahrt. Das schaffst du! Du packst das Baby in den Maxi-Cosi, und wenn ihr wieder zu Hause seid, hilft dir Jasper sicher beim Reintragen. Er kann dir ja auch eine Kleinigkeit zum Abendessen einkaufen. Irgendein Fertiggericht. Suppe, Tiefkühlpizza. Oder noch besser, du bestellst Pizza beim Lieferdienst. Für dich und Jasper. Das Baby kriegt Brei und die Großen essen Pizza.“

Da springt eine nächste Erkenntnis aus dem Nichts in den Boxring und schlägt direkt zu: Womit soll Miriam den Jungen denn abholen? Du fährst doch mit eurem Auto zu dem beschissenen Kongress.

Kein Auto. Miriam hat kein Auto, um Jasper abzuholen. „Mietwagen“, murmelst du, „Mietwagen, Mietwagen ...“

Nähmst du einen Mietwagen, könnte Miriam den Jungen bequem mit dem Auto abholen. Vorausgesetzt, sie wäre in der körperlichen Verfassung dazu. Aber mit dem Baby muss sie morgen ohnehin zum Kinderarzt. Gleich um acht Uhr ab in die Praxis. „Mein Kind, mein Kind ...“ – „Ihrem Kind geht es gut. Es braucht nur Ruhe und frische Luft.“ Pause, Erholung, Wecker stellen, kleines Schläfchen mit dem Baby. Und nachmittags

sind sie beide dann fit genug, um Jasper am Bahnhof abzuholen. „Hast du geraucht?“ – „Nein.“ – „Du hast wohl geraucht!“ – „Ich doch nicht!“ – „Und wieso riechen deine ganzen Kleider nach Zigarettenrauch?“ – „Das waren die anderen. Jannis und Moritz. Die haben im Zimmer geraucht, ich nicht.“ Würde sie ihm glauben? Du würdest es vielleicht. Jasper ist vernünftig. Jedenfalls meistens. Er kann ihr auf jeden Fall beim Reintragen helfen. Ist ja nicht viel zu schleppen. Bloß der Maxi-Cosi, in dem das Baby keucht, und die Wickeltasche. Den Rucksack mit den nach Tabak stinkenden Klamotten hat Jasper auf dem Rücken. Und wenn Miriam auch zum Arzt muss? 39,3 Grad sind kein Pappenstiel. Im Mund gemessen? Das Baby röchelt besorgniserregend und sagt, als Jasper es eine Spur zu ruppig aus der Plastikschaale nimmt, leise und vorwurfsvoll etwas, das wie „Ökre?“ klingt. Stopp! Das bringt alles nichts! Stopp!

Du atmest tief ein und aus.

Jetzt muss erst einmal der Mietwagen her!



© Arne Rautenberg

Christopher Ecker, geb. 1967 in Saarbrücken, studierte Germanistik und Philosophie in Saarbrücken und Kiel. Für sein literarisches Schaffen erhielt er mehrere Preise, zuletzt den Friedrich-Hebbel-Preis (2015) und den Kunstpreis des Saarlandes (2018). Im Mitteldeutschen Verlag erschienen die vier Romane „Madonna“ (2007), „Fahlmann“ (2012), „Die letzte Kränkung“ (2014) und „Der Bahnhof von Plön“ (2016), der Erzählungsband „Andere Häfen“ (2017) sowie zwei Gedichtbände. Ecker lebt und arbeitet in Kiel.